

Neue Zürcher Zeitung

«Die Angst vor dem politischen Islam ist da, doch singt man laut im Walde»

Der Philosoph und Börne-Preis-Träger Rüdiger Safranski ist ein unbequemer Geist. Und fragt sich: Wenn Publizistik zunehmend zu Pädagogik wird und Politik zu Selbstbeschwichtigung, wo bleibt dann die offene Gesellschaft?

Herr Safranski, Sie sind das, was man einen Gelehrten nennt. Das ist eine Profession, für die mir kein moderneres Wort einfällt. Sie leben in Ihrer Privatbibliothek, umgeben von Freunden, die Sie nie gekannt haben. Erachten Sie Ihre Existenzform als zukunftsträchtig, oder zählen Sie sich zu den Letzten Ihrer Art?

In vielen Bereichen, gerade im geistigen, nimmt ja die Arbeit eine hektische, betriebsförmige Gestalt an. Die Agenda der meisten Menschen ist fremddiktiert, sie bewegen sich in den Mühlen von Bürokratie und Zielvereinbarungen, so erfolgreich sie ansonsten auch agieren mögen. Nach dem schönen Gesetz der Kontrastverstärkung wächst in einer solchen Zeit zugleich das Bedürfnis nach Verlangsamung, Entschleunigung, Verzögerung. Insofern bin ich mir ziemlich sicher, dass die Lebensform als freier Autor Zukunft hat. Man muss sich das mal vorstellen: Ich bin mein eigener Herr und Meister, also ein freier Mensch. Ich erfreue mich, ganz einfach das zu machen, was mich interessiert.

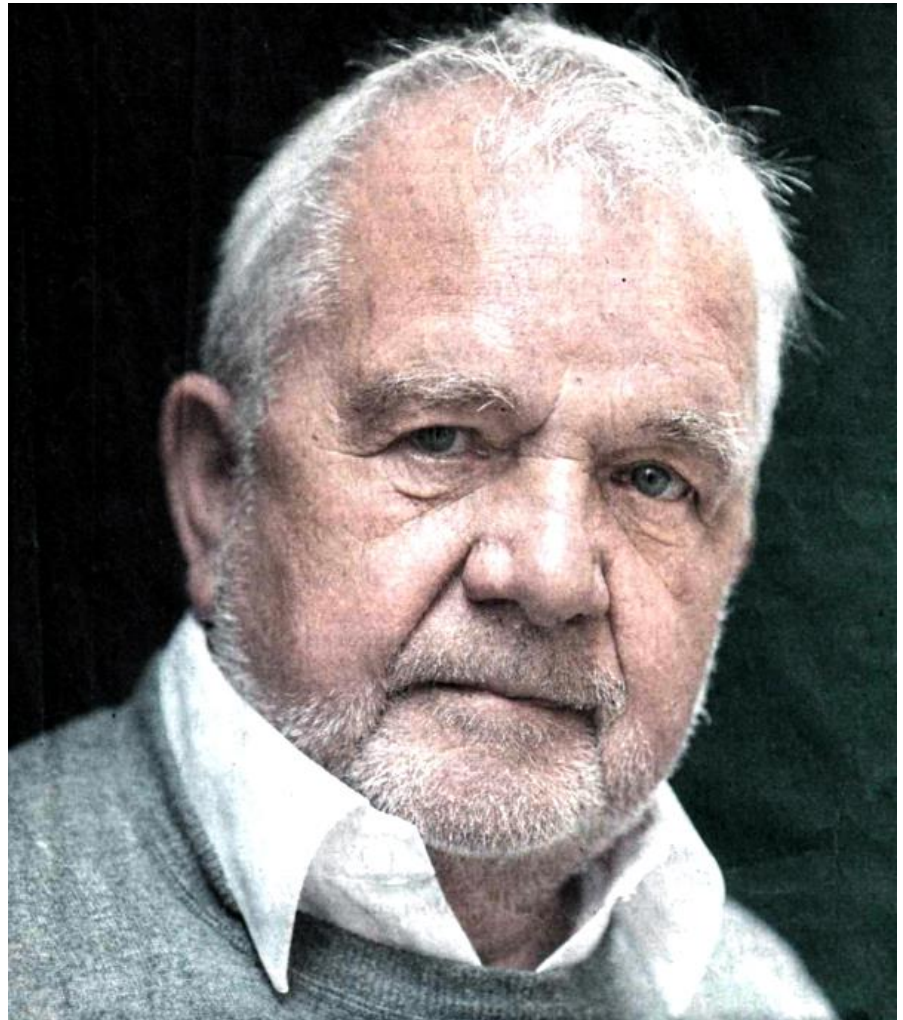
Sie sehen sich also als Freigeist. Und natürlich sind Sie ein Büchernarr, der Bücher nicht nur aufbewahrt, sondern auch selbst welche schreibt. Worin besteht für Sie der Sex-Appeal dieses 500 Jahre alten Mediums?

Natürlich verbinde ich zunächst einmal mit jedem selbstgeschriebenen Buch eine Lebensphase - indem ich Zeitabschnitte beschreibe, gliedere ich mein eigenes Leben. Aber jenseits dieses biografischen Details geht es mir bei Büchern um viel mehr. Ein Buch ist eine geschlossene Geräumigkeit. Genau hier liegt eine wesentliche Korrespondenz zwischen Mensch und Buch: Das Leben des Geistes hat einen Anfang und ein Ende, und jedes Buch hat einen Anfang und ein Ende. Darum ist die Ästhetik des Buches für mich unverzichtbar, diese geschlossene Geöffnetheit und geöffnete Geschlossenheit.

«Zwischen der alten Tante und mir besteht ein belastbares Verhältnis.»

Sie stimmen gerade ein Lob auf die Linearität an. Die digitale Welt indessen ist nicht linear - sie ist unergründlich tief, verschachtelt, ständig im Fluss, ohne Anfang und Ende. Sehen Sie dennoch eine Zukunft für das Buch?

Unbedingt! Die Linearität ist menschengerecht. Natürlich fasziniert den Menschen das digitale Universum, das er selbst erschaffen hat - aber es strengt ihn auch an. Alles hat darin immer schon begonnen, nichts kommt zu einem Ende. Die digitalen Medien funktionieren nach dem Prinzip der schlechten Unendlichkeit, was gar nicht schlecht gemeint ist. Ich nutze diese Medien natürlich auch, völlig klar. Aber das Buch ist nicht nur der zufällige Ausschnitt eines unendlichen Gemurmels, sondern hat als lineares Medium eine eigene Rahmung. In ihm drückt sich der Wille zu einer eigenen Geschichte aus, es bildet die menschliche Endlichkeit besser ab als all die Informationsströme. Wir erkennen uns in ihm wieder, und deshalb wird es nicht verschwinden.



Sagt, was er denkt, und denkt, was er sagt: Der Philosoph Rüdiger Safranski erhält den Börne-Preis. SIMON TANNER /NZZ

Lesen Sie Zeitungen?

Das tue ich, in der guten alten Papierform. Zeitungslektüre gehört am Morgen zum Frühstück - ich halte es mit Hegel, der sie den «realistischen Morgensegen» nannte.

Sie trauen den Medien mit Seriositätsanspruch also weiterhin über den Weg?

Sicher, und um Ihnen ein wenig zu schmeicheln, auch und gerade der NZZ, die in Deutschland einen hervorragenden Ruf genießt. Die alte Tante atmet den Geist des soliden Journalismus, zwischen ihr und mir besteht ein belastbares Verhältnis. Im Übrigen lese ich gerne vergleichend und natürlich zwischen den Zeilen. Ich schaue mir regelmässig die «FAZ» an, dann die «Badische Zeitung» und zwischendurch mal die «Zeit».

Ich höre aus Ihren wohlgewählten Worten heraus, dass Sie dennoch Misstrauen hegen.

Der ökonomische Druck auf die Verlagshäuser nimmt zu, die Korrespondentenberichte nehmen ab, es wird weniger recherchiert, das ist ein offenes Geheimnis.

Ihr Misstrauen rührt also nicht daher, dass Sie den Journalisten einen normativ geprägten Blick unterstellen? Stichwort: Lügenpresse.

Doch, ich verspüre auch zunehmend einen verinnerlichten normativen Druck unter Journalisten. Besonders eklatant war dies im Herbst 2015 und 2016 der Fall, in den angespannten Monaten der Flüchtlingskrise. Da haben in Deutschland Regierung und Medien fast einstimmig das schöne Lied der Willkommenskultur angestimmt. Es war kaum auszuhalten...

... Sie haben sich selbst furchtlos eingeschaltet und die Einwanderungspolitik von Angela Merkel harsch kritisiert. Es war eben gerade ein Mangel an politischer Gestaltung, und darauf habe ich hingewiesen. Bis Vernunft eingekehrt ist, hat es im Flüchtlingsherbst sehr lange gedauert, auch unter Publizisten. Woher dieser normative Druck? Ist es ihre Aufgabe, uns Leser zu informieren und aufzuklären, oder ist es ihre Aufgabe, uns zu bekehren und zu belehren?

Die Frage ist wohl rhetorischer Natur. Wollen Sie damit sagen, dass das Gros der Journalisten Weltverbesserer sind? Nun, viele schreiben nicht, was sie denken/weil sie glauben, dass solche Gedanken die Situation verschlimmern könnten. Sie schreiben das, wovon sie gerne hätten, dass es wahr wäre - das ist in ihren Augen ihr genuiner Beitrag zu einem zivilen Zusammenleben. Und das mag ja auch alles sehr gut gemeint sein. Aber Pädagogik statt Publizistik - das geht auf die Dauer nicht gut, die Leser sind ja nicht blöd.

Wenn Sie den heutigen Stil mit früher vergleichen, was genau hat sich verändert?

Die Pädagogik im Dienste des vermeintlich Guten führt in meiner Wahrnehmung zu einer Konformität, die sich ergibt, ohne ausdrücklich angeordnet zu sein. Auf einmal reden alle wie beim evangelischen Kirchentag. Vielleicht hängt es auch damit zusammen, dass die Konkurrenz der sozialen Netzwerke und des Internets mit ihren Enthemmungen und Verwahrlosungen diese Pädagogisierung in den seriösen Blättern begünstigt hat. Jedenfalls war, um ein Beispiel zu nennen, der öffentliche Diskurs in der Zeit der Ost-West-Spaltung richtig kämpferisch und nicht so betulich-pädagogisch wie heute. Natürlich konnte diese damalige Selbstbehauptungsrhetorik im Angesicht der Gefahr ziemlich nervig sein, gerade für einen Linken wie mich, der den aggressiven Antikommunismus der Presse viel zu fanatisch fand.

Werden Sie konkreter, woran stossen Sie sich genau?

Konservative Positionen sind in Deutschland gegenwärtig fast undenkbar. Es gibt eine flächendeckende Sozialdemokratisierung. Wer beispielsweise behauptet, der Nationalstaat sei ein Zukunftsmodell, weil es in grösseren Formaten notwendigerweise ein Demokratiedefizit gibt, wie das EU-Europa beweist, der gilt als rechts. Und rechts meint in Deutschland gegenwärtig so viel wie rechtspopulistisch, also rechtsradikal, also rechtsextrem, also Nazi, das sind die Gleichsetzungsdelirien in der deutschen Öffentlichkeit. Oder ein anderes Beispiel. Wenn Sie sagen, dass Gesellschaften, die zu viele Fremde in kurzer Zeit aufnehmen, ihre innere Kohärenz verlieren und sich ihrer selbst entfremden, wenn Sie also diese anthropologische Binsenwahrheit sagen, dann gelten Sie als Unmensch oder Kulturrassist, wie es neuerdings heisst.

Das sind deftige Worte eines Kulturmenschen. Gefallen Sie sich in der Rolle des schonungslosen Politphilosophen? Oder machen sich hier erste Anzeichen von Altersradikalität bemerkbar?

Womöglich beides. «Nur im Angriff ist klingendes Spiel», sagte Nietzsche einmal. Heutzutage bemühen sich alle, wohlmeinend zu sein. Das gilt auch und gerade für den Kultur- und Kunstbetrieb. Der ist von der Vorstellung geleitet, den Menschen besser zu machen - und darum glaubt der Betrieb auch einen Anspruch auf öffentliche Subventionen zu haben. Und natürlich gilt auch das Umgekehrte: Je stärker der Staat eine Rundumsubventionierung durchsetzt, desto stärker verpflichtet er die Kultur auf ein Programm zur moralischen Erhöhung des Menschen.

Kultur darf heute nicht mehr wirklich kühl, kalt, zynisch gegenüber den Zumutungen des Lebens sein. Nein, sie muss schön brav aufrütteln, aber bloss nicht so, dass es wirklich weh tut.

Das ist einerseits wohl treffend, andererseits auch sehr pauschal formuliert. Worauf beziehen Sie sich genau?

Auf dem Theater zum Beispiel wird nach allen Regeln der Kunst provoziert, da sitzen die Leute auf dem Klo, Blut spritzt allenthalben auf der Bühne. Aber letztlich geht es immer um einen starken moralischen Auftrag. Gräme dich über das Schlechte in der Welt! Bessere dich! Diese Penetranz ist schwer auszuhalten. Aber von einer wirklich düsteren Anthropologie, vom real existierenden Bösen, will man nichts hören. Wir tun so brav. Der Mensch ist aber nun einmal ein tierisches Geschöpf, Menschen schlagen sich die Köpfe ein, sie sind sadistisch und machtgeil veranlagt, sie kämpfen gegeneinander und verteidigen sich.

Dann wäre der anhaltende Frieden unserer Grossgesellschaften ja ein kleines Wunder - und unbedingt zu loben. Oder zählen Sie sich zu den immer zahlreicher werdenden Katastrophisten?

Bald sind wir 10 Milliarden Exemplare, irgendwann 15 Milliarden. Nun ja, Sie glauben, das Zusammenleben laufe bei zunehmender Dichte zwangsläufig friedlich ab? Hobbes, Schopenhauer, Nietzsche, Freud, alle diese Denker beschreiben die Schattenseiten des menschlichen Ungeheuers. Der Mensch ist des Menschen Wolf - seien wir nett zueinander, aber vergessen wir nicht die Schatten, bleiben wir misstrauische Realisten. Das macht europäische Kultur aus. diese tief-schwarze Skepsis, diese Auseinandersetzung mit den eigenen Abgründen, das gehört zum Erwachsensein. «Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar», heisst es bei Ingeborg Bachmann.

Sie plädieren für mehr Bosheit?

Zunächst einmal für mehr Realismus. Mit der Bosheit aber muss jeder rechnen, der sich selbst kennt und seine lieben Mitmenschen.

Sie gefallen sich als Provokateur.

Zum Nachdenken provozieren wäre nicht schlecht. Wenn ich den Nationalstaat als taugliches Modell für die Zukunft beschreibe, wenn ich die Bedingungen für den Zusammenhalt einer Gesellschaft bedenke oder wenn ich das Lob auf die Grenze anstimme, dann formuliere ich Positionen, die ich als diskussionsnotwendig erachte. Es sind eher konservative Positionen, einverstanden, aber warum zum Teufel ist das schlimm? Schlimm ist nur die Denkfaulheit.

Der Konservatismus hat eine ganz schlechte Presse - wer sich offen dazu bekennt, gilt als rückständig, ja eigentlich als reaktionär. Worauf führen Sie das zurück?

Schwer zu sagen. Es gibt jedenfalls die unterschwellig wirkende Phantasie von der harmonischen, friedlichen, grenzenlosen Weltgesellschaft, die aus toleranten, anständigen, mitfühlenden Menschen besteht. Wer diese Phantasie der Grenzenlosigkeit und grossen Durchmischung im Grundsatz in Zweifel zieht, wird an den Pranger gestellt. Schon Kant konnte nur mit einer gewissen Ironie vom «ewigen Frieden» und von einem grenzenlosen Weltstaat reden. Heute aber wird vollkommen ironiefrei davon gesprochen: Grenzen zu haben und sie zu schützen, gilt als unanständig. Dabei bemerkt man die eigene Widersprüchlichkeit nicht einmal.

Wen meinen Sie? Konkreter, bitte.

Dieselben Leute, die den Wohlfahrtsstaat hochhalten und die Versicherung gegen möglichst alle Lebensrisiken von ihm erwarten, höhnen ihn mit der Idee der Grenzenlosigkeit aus, denn der Wohlfahrtsstaat ist ein Umlageverein für eine begrenzte Zahl von Mitgliedern. Er ist kein Angebot für die Welt, er funktioniert nur in Grenzen. Überhaupt sind Demokratien letztlich nichts anderes als Vereine, die regeln, wer dazugehört und wer nicht, wer wählen darf und wer nicht, wer bleiben darf und wer nicht, wer Anspruch auf Gelder des Sozialstaats hat und wer nicht. Lauter Grenzziehungen. Das sind ja eigentlich Banalitäten, man schämt sich fast, es zu sagen.

Würden wir das Interview in Deutschland führen, müsste ich nun entgegenhalten: Das klingt schwer nach AfD ...

... wonach das klingt, darauf kommt es nicht an. Es kommt ausschliesslich darauf an, ob etwas Richtiges an dem Gedanken ist. Man darf sich nicht einschüchtern lassen von Zuschreibungen, die das Denken verhindern sollen. Unterschwellig wissen wir doch alle, dass beispielsweise der Islam, wie er als politische Form existiert, eine echte Bedrohung für den liberalen Westen darstellt. Die Angst ist da, doch singt man laut im Walde, also in der Öffentlichkeit, um sich zu beschwichtigen. «Der Islam» ist zunächst einmal ein Abstraktum. Viele Muslime sind ebenso säkular und demokratisch gesinnt wie alteingesessene Europäer.

Wo genau liegt aus Ihrer Sicht das Problem?

Genau die säkular und demokratisch gesinnten Muslime bekommen es mit den inzwischen vorherrschenden autoritären, intoleranten Tendenzen ihrer Community zu tun. Der politische Islam fühlt sich offenbar bedroht durch die freiheitliche Entwicklung im Westen, und aus diesem beschädigten Selbstbewusstsein speist sich die expansive und militante Aggressivität gegen die liberale Welt. Muslime aus der muslimischen Welt suchen Zuflucht in Europa, das offenbar anziehend für sie ist, aber viele von denen, die schon länger hier sind, hassen die Gesellschaft, in der sie leben. Daher rührt ja zweifellos auch die hohe Zustimmungsrates der Deutschtürken für den Despoten Erdogan.

«Kultur darf heute nicht mehr kühl, kalt gegenüber den Zumutungen des Lebens sein.»

Deutsche Politiker sind nun plötzlich schockiert und erinnern daran, dass Liberalität und Gleichgültigkeit nicht dasselbe seien. Wie sehen Sie das?

Das stimmt schon. Während wir im Westen kaum mehr definieren können, worin unsere Identität eigentlich besteht - die beste Schrumpfvvariante lässt sich im Begriff Verfassungspatriotismus zusammenfassen -, dreht sich im Islam alles um Selbst- und Identitätsbehauptung. Mangels eigener Praxis fehlt uns im Westen die Phantasie, uns auszumalen, was dies bedeutet. Ich befürchte: Die antiwestliche Radikalisierung der Muslime wird noch zunehmen.

Aber warum? Die Muslime sind ja hierhergekommen, um ein besseres Leben zu haben.

Das haben sie auch, und viele fühlen sich dennoch als Verlierer, weil sie nicht hinreichend integriert sind. Und sie sind nicht integriert, weil ihre Sprachkenntnisse mangelhaft sind, sogar noch in der zweiten und dritten Generation. Das hat auch mit absichtsvoller Abschottung zu tun - man bleibt eben lieber unter sich. Und wenn die Zahlen immer grösser sind, ist das auch immer leichter.

Und was ist mit all den Türken, die Karriere machen in Deutschland?

Klar, die gibt es, und das ist auch erfreulich. Sie bilden jedoch eher eine Minderheit, die gerne in den Medien gezeigt wird.

Auch wenn die Einwanderer klar eine Bringschuld haben: Das Aufnahmeland sollte Integration aktiv fördern und seine Erwartungen kommunizieren. Tut dies der deutsche Staat nicht in hinreichendem Masse?

Bis vor wenigen Jahren war es in Deutschland verpönt, von Zuwanderern Integrationsleistungen zu verlangen. Sie zum Deutschunterricht zu verpflichten, galt als Assimilationszwang. Nun ist zwar gerade wieder einmal die Rede von «Leitkultur», aber dabei handelt es sich offensichtlich nicht um einen ernstgemeinten Versuch, für die eigenen kulturellen Überzeugungen einzustehen und sie im gesellschaftlichen Miteinander für verbindlich zu erklären, sondern bloss um den Ausdruck von Ratlosigkeit. Und die meisten Publizisten arbeiten natürlich daran, den Begriff sogleich wieder zu begraben. Die bedingten deutschen Reflexe funktionieren nach wie vor wunderbar.

Das deutsche Nationalgefühl ist also auch beschädigt?

Vorgeschichte. Alles, was mit Nation zusammenhängt, hat in Deutschland zu Recht erst einmal seine Unschuld verloren. Weil es aber ohne Nation nicht geht, muss man es eben wieder lernen. In Deutschland hatte man es sich angewöhnt, die eigenen Interessen zu camouflieren. Man packte sie ein: Sie nützen dem Weltfrieden, Europa oder sonst wie dem Guten, Schönen, Wahren. Das ist unsere nachvollziehbare nationale Neurose, und deshalb weiss man hierzulande auch nicht so genau, wohinein eigentlich integriert werden soll. Erst unter dem Druck der bereits geschehenen Zuwanderung seit dem Sommer 2015 ändert sich etwas. Man beginnt zu begreifen, dass es nicht ohne gemeinsame Sprache geht und dass die demokratische Lebensform verbindlich ist und, beispielsweise, über der Scharia steht. Für die Rechtsordnung gilt: Zivilität geht vor Sakralität - das ist aber für jeden gläubigen Muslim eine Zumutung. Aber sie ist unvermeidbar, denn sie bedeutet nichts anderes als: keine Toleranz für Intoleranz. Doch vergessen wir nicht: Den liberalen Gesellschaften fällt es schwer zu begreifen, dass die westliche Lebensform von Anhängern anderer Kulturen als reale Bedrohung empfunden wird, auf die sie mit Militanz reagieren. Ich denke, wir haben es hier mit einer echten Realitätsverweigerung zu tun.

Lassen wir das einmal so stehen. Aber woher rührt dann diese Verweigerung? Handelt es sich um einen Verwöhnungseffekt? Um Naivität? Hat die lange Friedenszeit in Mittel- und Westeuropa die Menschen träge gemacht? Wirkt in der Tiefe eine Art Lust am eigenen Untergang? Hetzt die aktive Bevölkerung durch den Alltag, kümmert sich bloss um private Belange und vernachlässigt die Politik?

Schwer zu sagen. Versuchen wir es einmal mit folgendem Gedankengang: Die digitale Welt versetzt uns in ein Überall, wir kommunizieren in einer vollkommenen Grenzenlosigkeit. Einen erheblichen Teil des wachen Tageslebens verbringen wir in diesem Überall, und nur den kleineren Teil leben wir wirklich im Hier und Jetzt. Das verändert die Wirklichkeitswahrnehmung. Infolge der digitalen Grenzenlosigkeit haben wir Mühe, Grenzen zu denken, die eigenen Grenzen zu sehen, mit Grenzen im politischen Diskurs umzugehen. Die Entfernungen sind entfernt. Es herrscht trügerische Nähe. Und in dieser Welt gibt es natürlich Trojaner, die uns im Netz bedrohen und uns womöglich noch bedrohlicher erscheinen als die realen Feinde, die uns wirklich an den Kragen wollen.

Das ist eine steile These - Sie behaupten, dass wir modernen Netzmenschen nicht mehr klar zwischen Virtualität und Realität unterscheiden können?

«Zivilität geht vor Sakralität, das ist für jeden gläubigen Muslim eine Zumutung.»

Das ist ja tatsächlich nicht so einfach zu unterscheiden. Nehmen Sie den real existierenden Terrorismus in Europa. Der Terrorismus operiert bekanntlich auf zwei Ebenen, der konkreten und der symbolischen. Es gibt die Aktionen, aber noch wichtiger ist die Verbreitung der Schreckensnachrichten. Die Medien werden deshalb zu unfreiwilligen Komplizen, sie schaffen im virtuellen Raum die Ansteckungs- und Panikgemeinschaft, auf die der Terrorismus abzielt. Jeder von uns lebt also, ob er will oder nicht, in zwei Welten, der wirklichen und der virtuellen, und es ist nicht immer ganz leicht, diese zu sortieren. Obwohl die Wahrscheinlichkeit in Deutschland, Opfer eines Terroranschlags zu werden, etwa jener eines hohen Lottogewinns entsprechen dürfte, ist die Bedrohung allgegenwärtig, und öffentliche Orte, wie etwa Flughäfen, verwandeln sich in Festungen.

Auf der einen Seite sagen Sie, die Bedrohung durch Immigranten aus anderen Kulturkreisen werde unterschätzt. Andererseits behaupten Sie, die Gefahr des Terrorismus in Europa werde überschätzt. Wie passt das zusammen?

Das passt schon zusammen, denn es handelt sich um den Pendelausschlag zwischen Hysterie und Betäubung. Auf der einen Seite übertriebene Ängstlichkeit, auf der anderen Sorglosigkeit. Es fehlt an nüchterner Urteilskraft. Das Plötzliche bemerkt man, sogar mit einer gewissen Sensationsgier. Das Allmähliche bleibt unbemerkt. Nehmen Sie die zunehmende Segregation in der Gesellschaft, nichts Plötzliches, sondern etwas Allmähliches. Ich nenne Ihnen ein Beispiel, das ich aus verlässlicher Quelle kenne, von Freunden, die in Berlin als Lehrkräfte arbeiten. Da geht's darum, dass in Gesamtschulen in Berlin, in denen Muslime in der Mehrheit sind, kein jüdischer Schüler sich mehr mit seiner Kippa zeigen kann. Damit hat man sich inzwischen arrangiert, und die Medien und die Politik haben wenig Lust, davon Kenntnis zu nehmen und zu berichten. Ich sage nicht, dass nun überall, wo Muslime das Sagen haben, die Scharia eingeführt wird. Aber es entwickeln sich Parallelgesellschaften mit anderen Lebensregeln, und die Mehrheitsgesellschaft hat sich angewöhnt, je nachdem angewidert oder vornehm wegzuschauen.

Das ist im besten Falle anekdotische Evidenz - Sie sind sich Ihrer Sache wirklich so sicher?

Was ist Wirklichkeit anderes als ineinander verknäulte Ketten von Anekdoten? Der Punkt ist: Wir wollen in Deutschland nicht so genau wissen, wie diese Segregationen sich im Einzelnen vollziehen. Unter Realschulabgängern, also Jugendlichen im Alter von 16 Jahren, wächst die Zahl der Analphabeten, das Gros stellen die Kinder von Immigranten. Hier wachsen junge Leute heran, die weder lesen noch schreiben können, die sich ständig ausgeschlossen vorkommen werden, die Ressentiments entwickeln, die kaum in den Arbeitsmarkt integriert werden können. Das ist sozialer Sprengstoff von morgen.

Mit Verlaub - das ist Alarmismus. Wird Deutschland Ihrer festen Überzeugung nach spätestens in zwanzig Jahren also untergehen?

Ach was! Aber Deutschland wird sich schon sehr verändern, das sagt ja sogar Merkel. Uns fehlt in Deutschland so ein phantasievoller Geist wie Houellebecq. der mit seinem sardonischen Humor sich vorstellen kann, wie Integration auch umgekehrt laufen kann. Er kann auch wunderbar die Stimmung beschreiben, die aufkommt, wenn die Mehrheitsgesellschaft oben an Deck sich gut unterhält und zugleich vom Gefühl übermannt wird, dass unten schon alles vollläuft.

Denken wir Ihren Gedanken konsequent und ohne alle Skrupel zu Ende. Sie wären also dafür, eine Mauer um Deutschland zu bauen?

Den Ausdruck «Mauer» verwenden wir hier als Metapher. Es geht um kontrollierte Aussengrenzen in Europa, da und dort, wie jetzt schon, können das auch wirkliche Mauern sein. Aber ich habe lange genug in Westberlin zur Zeit der Mauer gelebt, um kein freundliches Gefühl für diese Art Bauwerk zu haben.

Damals wollte der Osten seine Leute daran hindern, das Land zu verlassen. Die kontrollierten Aussengrenzen. die Europa braucht, sollen den Andrang eindämmen. Es gibt Flüchtlinge, Schutzsuchende und die noch viel grössere Zahl von Menschen, die zumeist aus Afrika einwandern wollen. Schätzungen gehen von 50 Millionen Einwanderungswilligen aus. Da Europa die Probleme Afrikas nicht wird lösen und andererseits längst nicht alle aufnehmen können, bleibt nichts anderes übrig, als die Aussengrenzen zu sichern. Die Völkerwanderung grossen Stils hat längst begonnen, und ich habe nicht den Eindruck, dass dies im allgemeinen Bewusstsein schon angekommen ist.

Wenn Sie mit Ihrer Prognose über einwanderungswillige Menschen richtigliegen, wird auch eine Mauer diese Leute nicht aufhalten.

Es macht schon einen Unterschied, ob Hunderttausende oder Millionen kommen. Aber selbstverständlich, was fehlt, ist eine ernsthafte Migrationspolitik. Wie kann den Leuten vor Ort geholfen werden in der Nähe der Heimat, aus der sie flohen? Das sind ja Menschen, die zu einem erheblichen Teil wieder zurückwollen, um ihr Land wieder aufzubauen. Sollen sie temporär in Europa bleiben können, um Neues zu lernen und das Gelernte in ihrer Heimat anzuwenden? Wie lassen sich anerkannte Flüchtlinge möglichst rasch in den Arbeitsmarkt integrieren? Und wie praktiziert man die Unterscheidung zwischen den Schutzbedürftigen, die nur eine bestimmte Zeit bleiben, und denen, die man mit Bleibeperspektive einwandern lässt und die integriert werden müssen? Auf all diese drängenden Fragen haben wir bis heute keine zureichenden politischen Antworten. Die Menschen in den wohlhabenden Regionen beginnen zu ahnen, was dies für sie bedeutet - wollen sie auf ihren Reichtum aus schlechtem Gewissen verzichten, oder wollen sie doch an ihm festhalten, notfalls mit schlechtem Gewissen? Ich denke, das Letztere ist der Fall. Und deshalb wird der effektive Schutz der europäischen Aussengrenzen kommen - man wird es nur nicht so sehr hinausposaunen. Die Völkerwanderungen dieses Jahrhunderts werden sich mit dem herkömmlichen Asylrecht, das auf ganz andere Verhältnisse zugeschnitten ist. nicht beantworten lassen. Ich hoffe. Europa wird sich hier etwas für die neue Situation Angemessenes einfallen lassen.

Nur hoffen? Welche Einstellung wäre die bessere?

Ich habe wenig Talent zum Pessimisten, erfindungsreicher Realismus ist mir lieber. Allerdings gehört dazu ein besorgtes Nachdenken.

Sie schauen trotz allem nüchtern, also furchtlos, in die Zukunft? Es wäre schön, wenn ich sagen könnte: Ich fürchte mich vor nichts. Das aber wäre hochgestapelt. Jedenfalls fürchte ich mich nicht zu sagen, was ich denke. Das Gespräch führte René Scheu.

Auf den Spuren des menschlichen Geistes

rs. ■ Wie kommt jemand zu einem Werk, und was macht das Werk mit seinem Autor? Das ist die grosse Frage, die den originellen Metaphysiker Rüdiger Safranski umtreibt. In Biografien zu Schopenhauer, Nietzsche, Schiller, Goethe oder Heidegger hat er es unternommen, dem menschlichen Geist auf die Schliche zu kommen. Das Grundsetting ist höchst anregend: Der Geist, dieses Freie und Bewegliche in uns, entwickelt sich aus dem Leben und schlägt irgendwann auf dasselbe zurück - die Autoren haben sozusagen keine Chance, ihren Gedanken zu entkommen. Darin liegt eine existenzielle Tragik, die Safranski kundig und vergnüglich wie kein Zweiter darzustellen vermag. Nun erhält Safranski für sein essayistisches Werk den Börne-Preis, benannt nach dem politischen Schriftsteller Ludwig Börne. Safranski nennt Börne einen «politischen Moralisten grossen Formats» - und lobt zugleich seinen Gegenspieler Heinrich Heine als «grossartigen frivolen Geist». Also doch mehr Frivolität und weniger Moral als Lektion für unsere Gegenwart? Die Verleihung des Preises findet am 28. Mai in der Frankfurter Paulskirche statt.